Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 12. Sonntag den 9. Februar. 1845.

Der Erbgraf.

Eine Novelle aus der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Immer wirrer ward das Dickicht, und der Pfad stets mühsamer, als um die Stunde, wo der Morgennebel über den Wipfeln und das heraufziehende Morgenlicht um die Oberhand rangen, der Wanderbursch sich am Rande einer steil abfallenden Schlucht fand, welche vor ihm jedes Weiterschreiten unmöglich machte. Menschliche Stimmen schlugen an sein Ohr, und erschrocken duckte er sich an den Boden nieder unter überhängende Zweige von Tannen, um zu lauschen. Die Stimmen erschallten aus der Schlucht herauf, aber ihren Sinn verstand er nicht, denn sie sprachen Czechisch; bald darauf hörte er Räderknarren, Peitschenknall und Hufschlag und die Stimmen erstarben mit den andern Tönen in der Ferne. Als sich Adolph hervorwagte und hinunterblickte, sah er über die düstern schwarzen Kronen des Nadelholzes hinweg die Dächer einiger Häuser, einem elenden Weiler zu vergleichen, die hier am Waldrande lagen. Weiterhin zeigte der dichtere weiße Nebelstreif eine Straße an. Von Frost und Hunger getrieben, suchte sich der Wanderer am steilen Abhang hinab einen mühsamen Weg und langte bald drunten an. Ein Blick hinauf zeigte ihm aus dem Nebelschleier herausragend die Trümmer eines alten Schlosses, während in mäßiger Entfernung von der steilen Wand der Schlucht ein anderes stattliches Herrenschloß in neuerem Style seine Massen entfaltete, ein Schmuck für die öde dichtbewaldete Gegend, aus welcher nur die Umgebung des Rittergutes wie ein kleines Gartenland hervorschaute. Noch herrschte Nebel und falbes Zwielicht: die Wälder dampften, der Morgenwind schwieg. Dem Bettler ward es so wohlig und leicht bei dem Anblick dieser Behausung von Reichen, wo Rast, Almosen und Sättigung, vielleicht für mehrere Tage zu finden waren. Noch wenige Büchsenschußweiten, und er hatte die ersten Gebäude erreicht — da tauchte aus dem Nebel ein schwarzer Gegenstand am Boden vor ihm auf; war es ein Hund, war es sonst ein gefährliches Thier, daß der zerfetzte Pilgersmann mit den blutenden Füßen so plötzlich stehen blieb und unschlüssig und zweifelnd drein blickte? . . . Nein, es war vielmehr ein Koffer, leicht und zierlich, schwarzes Leder mit Messingbeschlägen, aber gewichtig anzufühlen, und wie sich Adolph darnach herabbeugte, und die Adresse lesen wollte, erschrak er über die Summe, welche er las: „Valor fl. 1000. Conv.-M.“ stand darauf zu lesen. Er kniete nieder auf den kostbaren Fund, schaute links, schaute rechts, horchte ängstlich rundum, blickte, forschte sowohl die weiterführende Straße entlang, als den nahen Gebäuden entgegen, als ob ein böser verdammlicher Plan in seinem Hirne gähre. — „Soll ich? soll ich nicht?“ fragte er sich, und probirte die Schwere des Koffers. Seine Kniee und Hände zitterten, seine Brust keuchte und aus dem matten Auge leuchtete ein unheimliches Feuer. Barfuß, barhaupt stand er da, kaum die Blöße bedeckt von feuchten schmutzigen Lappen — sollte er da noch lange zaudern? er, den die Menschheit vergessen, ausgestoßen zu haben schien? Im Nu war er wieder auf den Beinen, der Fund auf seinen Schultern, und seine eiligen, von Habsucht, Furcht, Hoffnung und allen Fiebern der Seele gepeitschten Schritte suchten die Einöde, das Dickicht.

Nach einer Stunde Marsch hielt er an einer Hütte aus Baumzweigen bei den verlassenen Meilern eines Köhlers. In Fieberhast kniete er darin nieder, kauerte sich über seine Beute und berathschlagte. Hier sah er ein paar Holzschuhe, den breitkrempigen Hut, den Rückenkorb des Köhlers und verschiedene Lumpen desselben sammt dem schwarzen Schaffell und Säcken und anderem Geräthe, — Gegenstände, welche keines Diebes Habsucht zu reizen vermochten. Sein Handwerk kam ihm zu Statten, im Nu war der Koffer gesprengt; schöne Kleider, feine Wäsche kamen zum Vorschein, dann folgten Papiere, eine Schreibmappe, eine Kassette, schwer wiegend in der prüfenden Hand . . . . das war Gold, das konnte nichts anderes seyn. Die zitternde krampfhaft krallende Hand wühlte weiter — eine kleinere Schatulle von feinem Holz kam zum Vorschein; drinnen rauschte es wie von werthvollem Papier, und zwischen Wäsche gepackt, kamen Rollen mit Silbergeld, Etuis mit Edelsteinen zum Vorschein. Das Herz des Armen jauchzte, — eine freundlichere Zukunft lachte ihn an, kaum verdüstert durch die Mahnungen des Gewissens, welches der nagende Hunger zum Schweigen zwang. Hastig barg er seine Kostbarkeiten wieder im Koffer, band diesen mit Stricken zusammen, steckte ihn in einen Sack und eine der Rollen mit Silbermünze in seine Tasche, zog die Lumpen ab, und vertauschte sie mit den zurückgelassenen des Köhlers, dem er noch einen derben Knüttel abborgte. Ruß gab es hinlänglich in der Hütte, die Mummerei zu vollenden, und so zog er denn, seinen Sack im Korbe auf den Schultern, nach einer Viertelstunde schon weiter und gelangte auf einem der Waldpfade bald auf eine Straße, auf welcher er fortwanderte. Freilich schmerzten die wunden kranken Füße ihn noch mehr als zuvor, aber die Qual schien vergessen ob der neu sich regenden Hoffnungen, ob der gewaltigen Spannung aller Seelenkräfte, und dem Drang des Entkommens.

Noch nicht lange war er hingezogen im Koth der Straße, als ein Bauerwagen heranrollte. Der Alte, welcher ihn führte, trug die leibhafteste Einfalt aufs Gesicht gestempelt; dazu war er schwerhörig, und nur mit der größten Mühe gelang es dem vermeintlichen Köhler, ihm begreiflich zu machen, daß er mit ihm zu fahren wünsche. Im nächsten Städtchen ward der Köhler wieder zum Handwerksburschen, kaufte sich Kleider und Wäsche, ein neues Ränzel und ein Felleisen, in welch letzteres er den größten Theil von dem Inhalt jenes gefundenen Koffers umpackte, um es auf der Post ins Ausland zu senden. Ein kleineres Paket sandte er wohlversiegelt an einen vertrauten Freund in der Nähe seiner Heimath; es enthielt die Papiere, welche in der Schreibmappe sich befunden hatten, sammt der kleinen Schatulle aus Palissanderholz, welche voll Banknoten

war. Das Gold ward dem Felleisen beigepackt. In der Nacht schlich er aus dem Gasthause fort, wo er seine Mummerei vorgenommen; der verhängnißvolle Koffer, mit Steinen gefüllt, ward im Flusse versenkt, der Handwerksbursch übernachtete in einer anderen Herberge, und fuhr am Morgen drauf mit einem Frachtwagen weiter. Binnen zwei Tagen hatte er die böhmisch-deutsche Gränze überschritten, acht Tage später war er in jener Stadt, wo er von dem Freunde seine Papiere holte und sich von ihm verabschiedete auf Zeit und Ewigkeit, vorgebend, daß er mit einem in Preußen gemachten Lotteriegewinn sich nach Nordamerika übersiedeln wolle. Er mußte einige Mittel besitzen, denn er hatte den ersten Gasthof des Städtchens gewählt, und rastete hier einige Tage ganz incognito, denn er hatte, wie er seinem Freunde gestand, seinen Paß vertilgt, aus Anlaß verdrüßlicher Händel mit der östreichischen Polizei, und erwartete hier einen neuen, um welchen er sich bei den Behörden seiner Heimath beworben hatte. Er mochte Wichtiges zu schreiben haben, denn man sah während seines achttägigen Aufenthalts häufig Licht in seinem Zimmer; vielleicht war es auch nur ein Nachtlicht, wie in einer Krankenstube, denn Adolph Hellwig ging an einem Krückenstocke, und seine Beine steckten in Pelzstiefeln. Dem Freunde erzählte er, daß er im verwichenen Winter in Polen die Füße erfroren habe. Von seinen einstigen Verhältnissen zum Hause des Grafen Wolffsberg, von dem ach so kurzen Traumleben am Hofe, wußte der Freund, ein fleißiger achtbarer Schneidermeister, nichts, und Adolph hielt es fürs Gerathenste, ihn weder ins Geheimniß zu ziehen, noch der dringenden Einladung des Schneiders, sich hier anzusiedeln und eine Schwägerin desselben zu heirathen, zu folgen. Seit sich die Beiden in London vor fünf Jahren getrennt, hatten sie kaum vom Hörensagen über ihre gegenseitigen Schicksale Kunde erhalten.

3.

Im großen Speisesaal des ersten Gasthofes der Residenz, „zum Stern" benannt, war die abendliche Table d'hote schon bis zum Dessert gediehen, als ein Fremder, welcher so eben mit einem Miethwagen angekommen war, das Gemach betrat und an einem Ende der Tafel in der Nähe einiger Offiziere Platz nahm. Der Neuangekommene war ein schöner hochgewachsener Mann, mit kühngeschnittenem Gesicht und dichtem Barte, der den sonst sanften und weichen Zügen etwas Martialisches verlieh. Seine Haltung war edel, stolz und doch nicht anspruchsvoll; seine Toilette einfach, ungesucht, geschmackvoll. Er grüßte seine Tischnachbarn, und mischte sich ungenirt und doch ohne Zudringlichkeit in ihre Conversation über die Zustände und baulichen Fortschritte der Residenz.

„Du wirst erstaunen, Felix," sagte der Gardeoffizier zu einem Elegant, welcher neben ihm saß, „Du wirst Dich wundern über die Schönheit der Neubauten, welche drei neue Straßen von wahren Palästen schufen. Besonders das Wolffsberg'sche Palais verdient Erwähnung als eines der schönsten und großartigsten der neueren Zeit!"

„Ist es schon fertig?" fragte der in Civilkleidung, „die Hochzeit des Grafen Edmund wird wohl bald gefeiert?"

„Morgen," versetzte der Offizier, „Prinzessin Elise gibt den Ball auf ihrer Villa, und ich werde es vermitteln, daß mein Oheim Hofmarschall Dich heute Abend im Theater noch dazu einladet!"

„Sehr verbunden!" sagte der Civilist; „als Schulfreund des Bräutigams wäre ich ihm gewiß kein unwillkommener Gast!"

„Vergeben Sie, meine Herren, wenn ich Sie mit einer Querfrage unterbreche!" wandte sich der Fremde mit bescheidener Bitte an seine beiden Gegenüber; — „Sie nannten so eben einen Namen, welcher bei meiner Anwesenheit hierorts vor mehr als zwei Jahren das Schlagwort der gesammten Tagesgespräche war. Meine rasche Abreise von hier, die wechselnden Bilder der Reise, die Unbekanntschaft mit den Personen, welche das Gerücht betraf, haben dasselbe meinem Gedächtniß so ziemlich entrückt, aber der Name, welchen Sie vorhin nannten, versetzt mich plötzlich wieder mitten in die Sache hinein!"

„Sie sind also wohl nur auf der Durchreise begriffen, mein Herr?" fragte der Gardeoffizier.

„Zu dienen," war die Antwort; „ich bin Baron Hellwig, aus den Ostseeprovinzen stammend, und so eben auf einer Reise nach dem südlichen Frankreich begriffen, dessen milder Himmel meiner Gesundheit zuträglicher ist, als der sarmatische Winter!"

„Hellwig?" fragte der Offizier, da sind Sie ja schon vermöge Ihrer Namensverwandtschaft für jenes Gerücht interessirt?" Er erzählte dieses, welches unsere Leser bereits kennen*), mit allen Nebenumständen; der Fremde nickte bejahend bei verschiedenen Fakten dieser Geschichte, als ob deren Bilder neuerweckt in seiner Erinnerung aufstiegen.

„Und dieser ächte aber verkannte Sohn des alten Grafen Wolffsberg?" fragte endlich der Fremde, „weiß man über sein Geschick nichts Näheres? Leben überhaupt die verschiedenen dabei betheiligten Personen noch?"

„Allerdings," war die Antwort, „bei der morgenden Trauung des Erbgrafen Edmund, eines Sohnes aus zweiter Ehe, werden Sie alle Personen jenes Dramas versammelt sehen, den alten Grafen ausgenommen, der vor einem Jahre, vom Hofleben zurückgezogen, auf seinen Gütern starb!"

Die Brust des Fremden schwoll, daß ihm beinahe der Athem stockte und die Thränen in die Augen schossen, allein er besaß genug Selbstbeherrschung, um diesen Affekt den beiden Gegenübersitzenden zu verbergen.

„Der Graf August, der frühere Erbe des Majorats," fuhr der Offizier fort, „ist seit zwei Monaten aus Spanien zurück, wo er unter den Christinos mit Auszeichnung gefochten hat. Man sieht dies begreiflicherweise in gewissen Kreisen nicht gern, und er hält sich daher gegenwärtig vom öffentlichen Leben ganz fern, lebt nur gelehrten Studien und Forschungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, wozu ihn sein Aufenthalt in Spanien aufgefordert haben soll . . . ."

„Wenn ich nicht irre, sitzt er dort oben neben dem Reichsrath v. W.!" sagte der junge Legationssekretär, den der Andere Felix genannt hatte.

„Ja er ist's," bestätigte der Offizier, und auch des Fremden Blick folgte der bezeichneten Richtung. Dort saß ein hagerer junger Mann mit eisernen Zügen, denen eine tiefe Narbe über Stirn und Wange noch mehr Achtunggebietendes verlieh. Die Stirn war kahl, gefurcht von Linien, die den Denker verriethen, gebräunt von der Gluth der südlichen Sonne; sein rechter Arm hing noch in der Schlinge. — „Er hat beim Ebro-Uebergange den Gebrauch seines Arms verloren," fuhr der Offizier fort, „sodann den Dienst der Königin quittirt, und sich nach den Pyrenäen-Bädern begeben, wo er seine Genesung abwartete. In Aix traf er mit der Comtesse Eugenie von Schalkenstein zusammen, welche mit der Staatsräthin v. Tannbühl und der Prinzessin Elise dort sich die von körperlichen und Seelenleiden geschwächte Gesundheit retabliren wollte; sie sprachen sich zufällig, und die inspirirte Rede der Comtesse bestimmte den Grafen, welcher nach seiner Wiederherstellung in englischen Dienst treten und sich auf den Kriegsschauplatz in Indien begeben wollte, nach der Heimath zurückzukehren, und in einem friedlichen Privatleben dem Vaterland und der Menschheit sich nützlich zu machen."

„Daran erkenne ich Eugenie," murmelte der Fremde, setzte aber in lebhafter Spannung sogleich hinzu: „Diese Comtesse Eugenie ist wohl dieselbe, welche als Adoptivtochter des Grafen . . ."

„In die ridikule Geschichte mit dem Usurpator von Wolffsbergs Majorat verwickelt war," ergänzte der Offizier; „auf Ehre, ein göttliches Wesen, — ein

*) S. die Novelle: „der Erbgraf" in Nr. 59 u. f. f. 1843.

Engel an Güte und Edelmuth — eine der geistreichsten Frauen unsers Hofes, an welchem sie eine große Rolle spielt durch den besondern Schutz des Monarchen."

Auf dem Antlitz des Fremden kämpften Rührung und Wehmuth, Hoffnung und Schmerz mit einander. „Sie scheinen sie genau zu kennen," erwiderte er dem Offizier, „ich erinnere mich noch, daß ihr damaliges Unglück trotz der „Lächerlichkeit," welche man dem ganzen Fall beilegen möchte, wäre er nicht zu tragisch für Einzelne der Mitspielenden gewesen, doch fast allgemeines Mitleid erregte, — ein in höheren Kreisen wirklich seltenes Phänomen."

„Sie haben Recht," versetzte der Gardeoffizier, „nur diejenigen lächelten schadenfroh oder triumphirten damals, welche in ihren eigenen Hoffnungen auf die Hand der Comtesse enttäuscht worden waren, und deren waren nur Wenige. Ihnen zum Trotze hat die Comtesse Eugenie bis auf den heutigen Tag trotz der glänzendsten Anerbietungen das freiwillig erkorene Cölibat noch nicht abgelegt, und dürfte wohl kaum je sich entschließen, dem Rath ihrer Angehörigen in dieser Beziehung zu folgen."

„Die Comtesse lebt also gegenwärtig hier?" fragte der sogenannte Baron von Hellwig mit größter Theilnahme.

„Allerdings," war die Antwort, „sie ist Ehrendame der Prinzessin Elisabeth."

Der fremde Gast schwieg und schaute gedankenvoll in seinen Teller, der junge Diplomat und der Garde-Offizier grüßten ihn artig und empfahlen sich, um in's Theater zu eilen. Die Table d'hote wurde allmälig leer, und die Gäste rückten zusammen; als der Fremde dies bemerkte, erhob er sich verlegen, verlangte vom Wirth sein Zimmer, und ward bald darauf gesehen, wie er das Hotel verließ und in die abendlich dunklen Straßen hinausschritt.

Er schien sehr vertraut zu seyn mit der Topographie der Residenz, denn er erreichte ohne Führer das in der Nähe des Residenzschlosses gelegene Palais der Wolffsberg'schen Familie oder vielmehr den Raum, wo das alte einst gestanden hatte, denn der großartige Neubau, welcher ihm im Glanz der Gasreverberen entgegenstrahlte, war eine Königsburg gegenüber von dem dreistockigen Geräude im Renaissancestyle, welches einst diesen Platz eingenommen hatte. Diese Hallen, diese prachtvollen Balkons mit den hohen spanischen Fenstern, dieses glatte Dach mit der massiven Ballustrade, — ach sie hatten wohl ihre Entstehung nicht dem genügsamen, mit Pietät am Alten hängenden Geiste des seligen Grafen Friedrich v. Wolffsberg zu verdanken. Der Eindruck, welchen der fremde Beschauer mit sich hinwegnahm, war daher nicht der andächtigen Scheu und Rührung, womit ein gefühlvoller Mensch die Stätten einstigen Glückes begrüßt, sondern er sah finster und grollend drein wie mit einem bittern Vorwurf gegen die, welche ein Mausoleum ihres eigenen Stolzes erbaut auf dem stillen friedlichen Grabe eines geliebten Verwandten. Seine Schritte trugen ihn weiter bis zum Theater, welchem eine große Menschenmenge zuströmte, weil eine berühmte Sängerin heute als „Fidelio" auftrat. Instinktmäßig und wie um der Erinnerungen los zu werden, welche in seinem Kopfe gährten, trat er in den Opernsaal und wählte das Eckchen einer Prosceniumsloge, von wo aus er unbeachtet fast das ganze Auditorium überschauen konnte. Die Noblesse war größtentheils schon versammelt, und der Fremde entdeckte manches bekannte Gesicht. Ihm gegenüber besonders war eine Loge, welche ihm liebe und trübe Erinnerungen zugleich zurückbrachte. Ein Pärchen saß dort — ein junger schöner Mann von aristokratischem Wuchse, und eine wunderschöne Jungfrau, auf deren Wangen bräutliche Rosen glühten. Von allen Seiten her grüßte man das junge Paar, und die Nebensitzenden plauderten herzlich mit beiden, deren Glück — dem Ziele so nah — auf beider Antlitz wiederstrahlte. Es war der Graf Edmund, der Erbe des Wolffsberg'schen Majorats, der reichste Kavalier im Lande, mit seiner Braut. Wie gut verhehlten diese glatten Schranzenmienen den Neid, die Eifersucht, welche sie gegen ein durch Geburt, Rang, Vermögen und Herrengunst so ausgezeichnetes Paar hegen mußten! wie war Verstellung und Lüge diesen Gesichtern und Zungen so geläufig. Dies etwa waren die Gedanken, welche die Brust des Einsamen erfüllten, in dessen Erinnerung bunte Scenen von erfreulicher wie von tragischer Färbung kreisten. Wie festgebannt haftete sein Blick auf jener Loge, und mit beklemmter Brust, mit Herzpochen sah er dem Eintritt der andern Personen entgegen, welche diese Stühle füllen sollten — man sah's ihm an, er erwartete Jemanden. Auf einmal öffnete sich drüben die Thüre und drei Damen traten herein. Die Brust des Fremden wogte, sein Athem war keuchend, sein Auge forschte mit gierigem Blicke. Die Shawls, die Mäntel fielen — die erste der Damen mit dem Embonpoint war die verwittwete Gräfin Wolffsberg, eine schöne Frau, doch mehr zur Bewunderung als zur Liebe stimmend, denn der Stolz, welcher um diese Stirne, um dieses kalte Auge und den verächtlich aufgeworfenen Mund spielte, stieß ab. Die andern Beiden waren kokette junge Mädchen, reich gekleidet, reich geschmückt. Die alte Gräfin grüßte nach allen Seiten, und das Lächeln ihrer Lippen war eher siegreich als freundlich zu nennen. Der Fremdling athmete mit einem tiefen Seufzer leichter auf, so daß die Dame der Nebenloge ihn betroffen anschaute. Er fühlte, daß er diesen Verstoß repariren müsse.

„Werden Sie mir vergeben, Madame, wenn ich Sie freundlichst ersuche, mir zu sagen, welche von den Damen in der Logenreihe unter uns die Gräfin Eugenie v. Schalkenstein ist?" fragte er sie. Die Dame ließ ihren Lorgnon durch das ganze Haus schweifen, ehe sie ihm antwortete. — „Ich bemerke die Comtesse nirgends," entgegnete sie; „auch zweifle ich, ob die fragliche Dame in ihrer dermaligen Gemüthsverfassung gerne öffentlich erscheinen wird. Sollte dies der Fall seyn, so würde sie nur in der Loge der Prinzessin Thusnelde zu suchen seyn."

„Sie sprachen da von der Gemüthsverfassung der Gräfin, Madame! Was wollten Sie damit sagen?" fragte der Herr mit einer dankbaren Verbeugung.

„Sie scheinen hier fremd zu seyn!" war die Antwort der Dame, welche die Bejahung abwartete, bevor sie fortfuhr: „die Gräfin Schalkenstein ist wegen ihrer Demuth, ihrer wahrhaft christlichen Frömmigkeit und viel erprobten Mildthätigkeit der Gegenstand ungetheilter Hochachtung und ein Muster für alle junge Damen von Stande. Sie ist zur Aebtissin des Fräuleinstifts bestimmt, woselbst sie gewöhnlich lebt, und soll nur wegen und während der Hochzeit des jungen Grafen Edmund v. Wolffsberg, dessen Wahl ihr Werk war, sich veranlaßt gesehen haben, auf kurze Zeit ihre Stelle als Ehrendame der Prinzessin Thusnelde zu versehen!"

Man weiß, wie gerne die Frauen ein solches Kapitel abhandeln und es war daher nicht zu verwundern, wenn die Nachbarin des Barons sich ausführlicher über diesen Gegenstand erging. Er schien sie jedoch kaum noch zu verstehen, denn eine Jubelstimme klang in seinem Busen wieder und jauchzte: Sie liebt mich, sie liebt mich noch. Nur um meinetwillen hat sie seither dem Cölibat gehuldigt! Ihre Demuth, ihre Liebe, — sollten sie Beide nicht hinreichend gewesen seyn, sie mir zu erhalten? ..... So fragte er sich, so kalkulirte er; da trat der Monarch mit seiner Familie in den Saal, die Nachbarin erhob sich wie die übrigen Gäste der Logen, und das Gespräch stockte. Des Barons Auge hing gierig an den Zügen der hohen Personen und ihrer Suite — die Nachbarin gewahrte es, blickte durch den Dollond hinunter und flüsterte ihm zu: „Sie ist nicht da!" — Einen Augenblick später war er auf der Straße, dann auf dem Platze vor dem Schlosse, endlich unter einem Seiteneingang des einen Flügels.

„Wo wohnt die Gräfin v. Schalkenstein?" fragte er den Schweizer. Dieser übergab ihn einem Huissier, welcher ihn über lange Corridors auf breiten Marmortreppen in die zweite Etage und in ein kleines Vorzimmer brachte, woselbst ihn eine Duenna in schwarzer Tracht in Empfang nahm. Ihr gab er seinen Wunsch

zu erkennen, die Gräfin zu sprechen, welche zu Hause war.

„Unter welchem Namen soll ich Sie melden?" fragte die Matrone.

„Nennen Sie mich einen Unglücklichen, Namenlosen, welcher die Gräfin allein sprechen möchte und von ihr eine Wendung seines Schicksals erwartet!" sagte der Sollicitant. Die Matrone schaute ihn forschend an, denn die feine Tracht, die geröthete Wange und das blitzende Auge des Fremden strafte fast seine Worte Lügen; auf seine Wiederholung meldete sie ihn jedoch mit seinen eigenen Worten.

Eine Minute später führte die Duenna den Fremdling, dessen Kniee vor Aufregung zitterten, durch einen Salon in ein kleines Zimmer, das der Doppelschein einer Argandlampe und des Kaminfeuers mild erhellte. Der Eintretende blieb halb im Schatten der spanischen Wand stehen, und suchte die Gestalt der Gräfin mit begehrlichem Auge. Da saß sie am Schreibtische, in Briefe vertieft, von welchen sie eben jetzt emporblickte, um den Hülfsbedürftigen heranzuwinken auf den bereitstehenden Stuhl.

„Nur näher, mein Freund!" sprach sie mit milder gewinnender Stimme, und der volle Strahl der Lampe vor ihr fiel auf die blassen Züge. Ach, wie grausam hatte die Zeit gehandelt an dieser einst so frischen, so strahlenden Schönheit! Die Rosen waren verwelkt und erblichen, die Haut hatte eine alabasterne Durchsichtigkeit angenommen, und aus den einst so lebhaften geistvollen Augen schaute nur eine stille duldende Wehmuth, Resignation und milder Ernst hervor. Der späte Besuch fühlte sich tief erschüttert vom Ton dieser Stimme sowohl als von dem Ensemble der Erscheinung, denn das glanzlose schwarze Seidenkleid hob diese leidende Blässe noch mehr hervor.

„Nur näher, ohne Scheu!" wiederholte sie mild und erhob sich.

Er trat mit unsicheren Schritten in die Mitte des Zimmers, und Beide standen sich Auge in Auge gegenüber. Sie schrak zusammen, trat um einen Schritt vor, schaute schärfer, gespannter, — „Adolph!" rief sie und sank damit in ihren Lehnstuhl zurück.

„Comtesse! Eugenie!" flüsterte der Besucher, „ich bitte, erholen Sie sich! Ich bin es allerdings, Adolph Hellwig!"

„Um Gotteswillen, was wollen Sie hier?" rief Eugenie, „wie kommen Sie hierher? Wenn man uns überraschte?"

„So bin ich, wer ich zu seyn vorgebe, — ein Unglücklicher, Namenloser, der sich gewiß nicht ungehört dem Engel seines Lebens nähert!"

„Woher kommen Sie, Adolph? was wollen Sie hier?" fragte die Gräfin hastig und mit unsicherer Stimme.

„Ich habe nach mehr als zweijähriger Prüfung, welche mich den äußersten Schrecken des Elends und der Verzweiflung preisgab, dem herben Geschick endlich eine freundliche Gunst abgezwungen," entgegnete Adolph verlegen und tief erschüttert; „ein Lotteriegewinn machte mich aus einem Bettler zum Besitzer von hunderttausend Thalern, und der Geächtete, den Alles verließ, nur nicht die Hoffnung, kehrt jetzt zum Herde seines frühern Glücks zurück, und fragt seine Geliebte, seine Eugenie, ob sie sein Loos theilen will, das freilich kein glänzendes, aber ein zufriedenes, glückliches und beglückendes seyn soll!" . . . .

Eugenie blickte ihn betroffen an, — vielleicht glaubte sie zu träumen.

„Wir haben uns einst geliebt, wie nur die Unsterblichen sich lieben können, Eugenie," fuhr Adolph fort; „diese Liebe war mein einziger Trost in der bittersten Verzweiflung und unter den herbsten Entbehrungen. Sie lebt noch so innig in mir fort, daß ich den kühnen Gedanken hege, Eugenie werde mir folgen in ein fernes Land, nach dem südlichen Frankreich oder Piemont oder Italien, und der Liebe die Titel und Vorrechte zum Opfer bringen, welche die Natur mir versagt hat! In einem friedlichen Thale der Schweiz oder anderswo kaufen wir uns ein kleines Besitzthum, leben unter fremden Namen, und beglücken uns gegenseitig durch die treueste innigste Liebe. — Ist's nicht so, Eugenie?" schloß er bittend, und seine Hand haschte nach der ihrigen.

Sie aber entzog sie ihm, und sprang bei Seite, dem Kamin zu, neben welchem ein Klingelzug angebracht war. Sie hatte sich so rasch gefaßt, als es Personen von Stande möglich ist, welche schon von früh auf gelehrt werden, ihrer Gemüthsbewegungen Herr zu werden. Halb abgewandt von ihm stellte sie sich auf den rauchen Teppich vor dem Kamin, und sprach mit milder, aber fester Stimme:

„Lassen wir die Erinnerungen an die Vergangenheit ruhen, Herr Hellwig; sie können nur peinlich für uns seyn, oder die Kraft des Geistes beeinträchtigen, deren wir in einem so hochwichtigen Moment besonders bedürfen! — Ein Traum, ich will ihn schön nennen, zerrann vor unsern Augen, und blutige Opfer bezeichneten für immer in unserem Leben den Augenblick des Erwachens. Die Macht der Verhältnisse riß uns auseinander; achten wir das Urtheil, welches die Vorsehung uns gesprochen, und — meiden wir einander. Lassen Sie uns nicht weiter reden . . . . Sie müssen fühlen, was ich Ihnen nicht sagen kann! . . . ."

„Eugenie!" rief Adolph, „sind diese kalten ruhigen Worte der letzte Bescheid, den ich erhalte?"

„Sie müssen es seyn!" war die Antwort, „der Name, welchen ich führe, meine Selbstachtung und mein Rang gebieten es mir."

„So habe ich also keine Hoffnung mehr?" fragte Adolph.

„Klagen Sie wenigstens nicht mich an!" erwiderte sie gepreßt; „ich habe viel erduldet und gerungen, bis ich zu diesem Entschlusse gelangte. Nun er gefaßt ist, muß er mir unumstößlich seyn. Es ist nicht Mangel an Liebe, welche mir ihn diktirt, denn ich . . . . achte Sie noch so hoch als früher . . . . Sie sind mir ein Gegenstand schmerzlich-milden Andenkens! Allein die Pietät gegen meine Eltern, die Dankbarkeit gegen meine erhabenen Gönner wollen es so! . . . Lassen Sie uns scheiden, Herr Hellwig! Lassen Sie mich zuvor hören, was ich für Sie thun kann!"

„Erflehen Sie von Ihrem erhabenen Gönner nur ein simples Adelsdiplom für mich, und uns Beiden ist geholfen!" sagte Hellwig, ich kaufe ein Rittergut, das mir einen Namen leiht, wir ziehen uns dorthin zurück . . ."

„Unmöglich!" sagte Eugenie rasch; „soll ich diese bösen Zungen auf's Neue in Gang setzen, welche mich aus der Welt vertrieben in die stille Einsamkeit meines Stiftes? . . . Adolph, wenn noch ein Schatten von Dankbarkeit für den Seligen, welcher Sie einst Sohn nennen wollte, in Ihnen lebt . . . meiden Sie mich und die Stadt, schonen Sie meinen Ruf!" (Forts. f.)

Miszellen.

Ein Prediger nach Abraham a St. Claras Manier beantwortete einst die sich selbst gestellte Frage, warum Eva anfänglich nur lauter Söhne und keine Tochter zur Welt brachte, auf folgende Art: „Die Natur war durch das Benehmen des ersten Weibes so gewitzigt, daß sie sich lange Jahre hindurch besinnen mußte, ob sie wieder ein ähnliches Geschöpf hervorbringen sollte oder nicht."

Die „Staatszeitung" aus Newyork schreibt, daß die dortigen Barbiere die Whigs nicht mehr um den früher üblich gewesenen Preis rasiren wollen, da ihre Gesichter seit der letzten Präsidenten-Wahl bedeutend länger und faltenreicher geworden sind.

Der Tod ist manchmal höchst launig. In Bagnols (Belgien) raffte er vor Kurzem an einem Tage den Küster, den Stuhlsetzer der Kirche und den Todtengräber hinweg.